

Der Sohn Johannes [Fortsetzung]

Autor(en): **Känel, Rösy von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 15

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640635>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Sohn Johannes

Roman von Rösy von Känel

3. Fortsetzung

So lebte Hermann Keller zwischen den kahlen Wänden seines Amtszimmers inmitten von Werden und Vergehen. Tod und Geburt waren für ihn ernste Dinge. Er ahnte, dass beides ineinander floss, Anfang und Ende und wieder Anfang — grenzenlos, und dass das Abgelegte, Vergangene zum Aufbau eines Neuen, Zukünftigen wurde...

Während so Hermann Keller in seiner Amtsstube dem Zeitlichen und Ewigen verbunden seinen Amtsfunktionen oblag, wirkte Christine daheim das Gegenwärtige. Sie gestand sich zwar ein, dass viel zu wenig Arbeit von ihr gefordert wurde, dass das Mass an Arbeit und Pflichten, das Herz und Arme zu umspannen vermochten, bei weitem nicht voll war. Aber man kann sich auch durch grosse Geschäftigkeit allerlei vortäuschen — was sie denn auch wirklich tat:

Setzlinge begiessen, auch wenn es nicht absolut nötig war, Erbsen stecken, Erdbeeren auflockern, bunte Bezüge für die Gartenkissen nähen, kochen, räumen, treppauf und treppab, um am Nachmittag dann doch wieder mit leeren Händen zu sitzen: und was jetzt?...

Eine Aufmunterung Frau Hallers brachte in den nächsten Tagen neue Ausblicke:

„Wir brauchen fleissige und willige Hände in der Nähstube unseres Rotkreuzvereins. Machen Sie mit, Frau Keller.“

Christine nickte beglückt: „Ich komme!“

Haus, Heim und Garten standen ihr auf einmal im Licht einer neuen Aufgabe und Verheissung. Sie empfing Hermann am Abend mit roten Wangen:

„Du erlaubst es doch! Du sagst doch ja dazu! Ich habe ja so viel Zeit, ach, viel zu viel!“

Er schaute in ihre Augen, aus denen ein Flehen und Bitten brach und noch etwas, das ihn erschreckte: Angst. Die Angst, er könnte nein sagen und dann müsste ein Teil von ihr leer bleiben — unangefüllt — brach, wie ein Stück reiches, üppiges Land, das nicht bebaut worden war.

Er ging in sein Arbeitszimmer und kehrte mit einer Hunderternote zurück: „Da, Christine, kauf ein, was man in deiner Nähstube braucht, und wenn es not tut — dieser Schein hat noch Gekostet.“

Christine fiel ihm um den Hals, spontan und innig und Hermann fand diesen Lohn nicht gering.

In der Rotkreuz-Nähstube an der Reb-gasse wurde die Frau Hermann Kellers mit offenen Armen aufgenommen. Der Hunderternote machten die eifrigen Frauen eine Extrareverenz, denn jede materielle Unterstützung war hochwillkommen. Man nähte Bett- und Leibwäsche, stellte Verbandmaterial zusammen, Schürzen für das Pflegepersonal. Die Nähmaschinen ratterten, die Worte gingen her und hin, manchmal auch erklang eines der Heimatlieder oder eine der Frauen erzählte eine erschütternde Szene, die sich auf dem Bahnhof in einem der dort haltenden Verwundetenzüge getragen hatte.

Christine kam erfüllt von dem neuen Erlebnis nach Hause. Sie blühte auf in den Wochen, die nun kamen. Sie hatte neben ihrem Haushalt ein Ziel gefunden, das ihre Gedanken und Kräfte in Anspruch nahm. Und wenn Hermann ihren Eifer manchmal auch etwas übertrieben fand, so verschluckte er seine Meinung, damit er ihr schönes Gleichgewicht nicht störe.

Dass dieses Gleichgewicht nur auf sehr schwachen Füßen stand, dass Christine auch inmitten all ihrer Tätigkeit leere Arme und ein sehndes Herz behielt, gestanden sich die beiden nicht ein. Es herrschte eine stille Übereinkunft zwischen ihnen, so wenig als möglich an die Wunde, an den kranken Teil ihrer Ehe zu rühren.

Christine zwang sich zum Gehorsam dem Geschick gegenüber. Sie war nie, was man so nennt, fromm gewesen. Sie war tapfer und gut mit dem Leben fertig geworden und hatte sich auch an keine schwierigen Probleme herangewagt. Jetzt aber seit ihrer Ehe fragte sie sich oft, wie sie sich Gott eigentlich vorzustellen habe? Ein seltsamer Gott, zu dem die Krieger um den Sieg ihrer gerechten Sache — und die Mütter um die Erhaltung ihrer Söhne beteten. Wo war die gerechte Sache, was war gerecht? Und welche Macht verwehrte ihr selbst die Erfüllung ihres höchsten und heiligsten Wunsches, Mutter zu sein?...

Wenn Christine am Sonntagmorgen in der Kirche sass, so gab sie sich die grösste Mühe, das Wort Gottes zu verstehen oder auch nur zu begreifen. Aber sie konnte das Gehörte nur schwer in Einklang bringen mit dem, was in ihrer Seele nach Erlösung schrie. Sie hörte die Worte wohl, doch es blieben arme, schwache, klägliche Worte, die ihrer Not nicht abzuhelpen vermochten. Und sie suchte ru-

helos nach dem Rechenfehler, der da gemacht wurde. Ob er auf Seiten Gottes oder bei den Menschen war, das wagte sie nicht zu entscheiden.

Christine war eine Frau, und das besagte alles! Alles blieb unvollkommen ohne das Kind. Sie war wie ein Haus ohne Bewohner. Bis ins Kleinste war alles zum Einzug bereit, doch das Haus blieb leer und niemand kam.

Wer behauptete denn, dass ihr Kind nicht gesund sein würde? Sollten die Sünden seines Grossvaters stärker sein als ihre und ihres Mannes Liebe, als alles Starke, Grosse, Gesunde, das in ihnen beiden lebte?

Immer wenn Christine in Gedanken so weit gekommen war, suchte sie Gott. Und hier war es jedesmal, dass sie abstürzte.

Hermann Keller wusste nichts von diesem Kampf. Er fand das Leben an Christines Seite über alle Massen gut.

„Bei dir ist es schön“, sagte er oft in trauter Stunde und streichelte ihr die Hand. „Ich hätte es meiner Seel mit der Wahl meiner Frau nicht besser treffen können.“

Darauf lachten sie beide: er wie ein grosser Junge, dem es weder im Magen noch im Herzen fehlte. Sie wie ein kleines Mädchen, das diesem guten, zufriedenen Jungen nicht eingestehen darf, wie viel lieber es mit seiner Puppe spielen würde, als brav neben ihm zu sitzen.

Die „äussere“ Christine tat ihre Pflicht mit der Genauigkeit einer Uhr. In Haus und Heim, bei allem, was sie tat, schien alles in bester Ordnung und schien alles gut.

Die andere Christine aber, die „innere“, die unsichtbare, die quälte sich in dem Gehäuse ihrer Seele krank. Sie schaute verstohlen in jeden Kinderwagen hinein und grüsste zärtlich das junge Leben, das aus den Kinderaugen und dem rosigen Gesichtlein schaute. Sie benied jede Mutter um ihr Glück, jede Frau, die in gesegneten Umständen ging. Und — sie las Märchen, jene andere „innere“ unsichtbare Christine!

In stillen Stunden — sie hatte deren ja so viele — sass sie in ihrem Stübchen unter den Blumenbildern und las mit verträumtem Lächeln von verzauberten Königskindern, von Hass und Liebe, von Böse und Gut, wo dann allemal zum Schluss sich alles in Gerechtigkeit und Seligkeit wandelte...

3

Hermann Keller sprach selten von dem, was auf seinem Amtsbüro vorging. Heute aber gab er seiner Frau beim Heimkommen nur einen flüchtigen Kuss und begann sogleich mit seinem Bericht, der ihm am Herzen lag:

„Diesen Morgen hat Balthasar Stämpfli — du erinnerst dich wohl, ich habe dir einmal von ihm erzählt — sein sechstes und siebentes Kind angemeldet. Zwi-

linge also. Sie heissen Cäsar und Gloria. Wirklich glorios! Und wenn man bedenkt, dass der Staat all diese Kinder aufziehen muss. Die Frau kommt jetzt übrigens in die Klinik zur Operation. Reichlich spät, findest du nicht auch, Christine?“

Christine schöpfte die Suppe:

„Sind sie wenigstens gesund, die Kinder?“

„Was heisst gesund? Soviel mir bekannt ist, laufen die älteren mit geraden Beinen herum, aber bis jetzt hat noch niemand seinen Verstand und sein Hirn in den Beinen gehabt.“

„Er quält sich“, dachte Christine voller Mitleid. „Er quält sich, weil einer, der tief unter ihm steht, sich gedankenlos erlaubt, was er sich selber freiwillig versagt.“

Sie legte ihm die besten Bissen vor und suchte ihn auf alle möglichen Arten abzulenken. Doch sie sah, dass er weder hinhörte noch wusste, was er ass, sondern dass seine Gedanken immer um dasselbe Erlebnis gingen.

Am Nachmittag packte sie einen Korb mit Lebensmitteln und Kinderwäsche, die sie immer auf Vorrat hielt, und erfragte sich den Weg zur Familie Balthasar Stämpfli.

In niederer Stube mit weissen Vorhängen und gescheuertem Tannenboden, in sauberem Bett fand sie die Wöchnerin. Die Neugeborenen hielt sie rechts und links im Arm, das Letztjährige schlief ihr zu Füssen und die andern standen wie die Orgelpfeifen um das Bett herum. Aus grossen, braunen, freundlichen Augen schaute ihr die Mutter entgegen.

„Wie eine zufriedene Kuh auf der Weide“ musste Christine unwillkürlich denken. Sie schämte sich nicht einmal dieses Vergleiches, der Gedanke lag zu nahe. Auf dem Bett und dem Tisch daneben türmten sich Pakete und Päcklein.

„Ich habe schon so viel Besuch bekommen“, sagte die Wöchnerin mit einem breiten, zufriedenen Lächeln. „Die halbe Stadt war hier. Sind Sie vielleicht auch vom Frauenverein, die Damen dort haben schon so viel für mich getan?“

„Ja“, log Christine und packte ihre Sachen aus. Die Wöchnerin schaute interessiert zu, auch die Kinder kamen näher und die Vorgängerin, die eben in die Stube trat, begann, die vielen Sachen von Bett und Tisch hinwegzuräumen.

„So, Frau Stämpfli, jetzt haben Sie keine Sorgen mehr in nächster Zeit“, stellte sie ungerührt und sachlich fest.

Daraufhin tropften grosse, schwere, dicke Tränen aus den Augen der vielfachen Mutter:

„Und das ist nun alles vorbei, wenn ich keine Kinder mehr haben darf!“

„Es ist sicher besser so“, versuchte Christine den dicken Tränen Einhalt zu gebieten. „Die Last würde Ihnen und Ihrem Manne mit der Zeit zu gross.“

„Wenn die Stadt hilft, dann geht es schon. Es wird doch immer davon geredet, dass man viele Kinder haben soll.“

Christine gab es auf, dieser Mutter die Notwendigkeit der Selbstverantwortung klarzumachen. Sie erkundigte sich eingehend nach dem Gesundheitszustand der Kinder, die alle dieselben grossen, geduldigen, braunen Augen der Mutter hatten.

„Sie sind gesund wie die Fische im Wasser“, erklärte Frau Stämpfli stolz.

„Und in der Schule? Ihre beiden Ältesten gehen doch bereits zur Schule, — kommen sie dort nach?“ drängte Christine auf das Hintergründige.

„Komm her, Roland, sage der Dame hier das Einmaleins.“

Der kleine Strohblonde stellte sich in Positur und ratterte los wie ein Maschinengewehr: „1 mal 1 gleich 1. 2 mal 2 gleich 4. 3 mal 3 gleich 9. 4 mal 4 gleich 16...“

„Schon gut, Roland“, stoppte Christine und war überzeugt, dass er ohne Pause und Fehlschuss auf hundert gekommen wäre. Rasch verabschiedete sie sich und sämtliche Kinder, die gehen

Vorfrühling

So schnell ist der Winter vergangen!

Ich hätte es nie gedacht;

denn bitter war Sorgen und Bangen
in kalter Winternacht.

Mir war, ich müsse verarmen

im düsteren Nebelgrau,

ich dürfe nicht mehr erwarmen

in tiefem, lodendem Blau.

Doch plötzlich wurde es helle,
der Rebel teilte sich, schwand,
und schimmernd, wie Welle an Welle,
strömte das Licht übers Land.

Goldregen rieselte nieder,

blieb leuchtend hangen am Strauch;

der Amsel Gesang tönt wieder —

mein Herz, o finge nun auch!

Hugo von Bergen

konnten, begleiteten sie über die enge, düstere Laube die schmale Holzterrasse hinunter.

Christine hatte für den Rest dieses Nachmittages ein Lachen und ein Weinen im Herzen. Am Abend sagte sie zu ihrem Mann:

„Ich war bei Stämpflis und habe mir die Zwillinge angesehen.“

Er schaute sie prüfend an:

„Darf ich fragen zu welchem Zweck? Ich bin es nicht gewohnt, dass du solche Besuche machst.“

„Ich wollte mich nur überzeugen, ob alle gesund sind.“

„Na — und?“

„Der Älteste, ich glaube Roland heisst er, hat das Einmaleins wie am Schnürchen hergesagt.“

Hermann Keller piffte leise vor sich hin...

„Also dort hinaus geht es!“

Dann nahm er seine Frau beim Arm und spazierte mit ihr ein paarmal um den Esstisch herum...

„Ich denke mir, dieser Roland wird sieben Jahre alt sein, denn seine Eltern sind, so weit ich es im Gedächtnis habe, seit sechs Jahren verheiratet. Und weiter denke ich mir, dass der Bursche mit 14 und mit 21 Jahren noch immer nicht über das kleine Einmaleins hinausgekommen sein wird.“

„Vielleicht — vielleicht auch nicht. Wer darf es überhaupt wagen, da eine Behauptung aufstellen zu wollen?“

Hermann Keller brach seinen Spaziergang plötzlich ab.

„Stineli, die Vererbung ist ein Gesetz wie das Gesetz der vier Jahreszeiten, der Ebbe und Flut, des Sonnenaufganges. Ich gebe zu, dass es Tausende nicht stört, wenn sie oder ihre Nachkommen zeitlebens nur bis hundert zählen können. Aber wenn es einen stört, dann ist dieser eine verpflichtet, die Konsequenzen zu ziehen. Damit meine ich nun natürlich nicht, dass wir in panischen Schrecken verfallen sollen, wir könnten keine gesunden Kinder zeugen. Wenn sich aber jeder Mann und jede Frau bei allem, was sie tun, Rechenschaft ablegen würden, so könnten wir bald einmal die Irrenhäuser und die vielen Anstalten für geistig und körperlich Minderwertige schliessen. Verstehst du das?“

Christine nickte Einverständnis. Doch ihr Herz ging andere Wege. Es glaubte an die Macht und Stärke, die in dem reinen Wunsche nach Erfüllung lag. Es glaubte an seine Welt, in der das Licht grösser als die Schatten war, in der die Liebe triumphierte und ein Engel den Eingang bewachte.

Der Abend war durch dieses Hinwenden der Frau an das Köstliche gerettet. Es störte sie nicht, dass ihr Mann ausserhalb des Tores zum Eingange stand. Sie dachte auch nicht, wie es weiter werden sollte. Sie hörte lächelnd hin, als Hermann ihr plötzlich kundtat, es wäre eigentlich längst seine Pflicht gewesen, den städtischen Armenpfleger zu einem Mittagessen zu laden. Ob ihr der nächste Sonntag passend sei?

„Natürlich passt er, wir haben ja nichts Besonderes vor.“

Sie durchschaute die Absicht, die ihr diesen Besuch ins Haus brachte, doch sie ruhte so still in sich selber, dass diese Absicht sie nicht zu stören vermochte. Sie begann sich sogar auf den Besuch zu freuen.

Armenpfleger Fehlmann war Junggeselle. Es machte ihr Spass, ihre Haus-

Drei Bund-Redaktoren am Thunersee

Dr. A. Schaer-Ris, Sigriswil

In der Festschrift zur Eröffnung der rechtsufrigen Thunerseestrasse bis Neuhaus vom Jahre 1884 steht zu lesen: «Rasch und fieberhaft ist das Wirken und Schaffen unserer Zeit. Leibliche und geistige Kräfte des Menschen werden zu ihrer grösstmöglichen Anspannung angespornt und darin erhalten. Dadurch steigert sich auch das Bedürfnis zur Ruhe, des zeitweisen Entfliehens aus der Umgebung unseres täglichen Arbeitsfeldes.» Unfreiwillig, jedoch nicht weniger glücklich darüber war kurz zuvor ein Mann der zu dicken Luft der Stadt entronnen, um am Thunersee diesem Bedürfnis nach Entspannung nachzuleben: J. V. Widmann (1842–1911).

Unfreiwillig, denn er war bei der fälligen Wiederwahl als Rektor der höheren Mädchenschule in Bern im Jahre 1880 übergangen und auf die Strasse gestellt worden. Die Gründe dazu waren in seinem theologischen und schriftstellerischen Liberalismus zu suchen. Ein wenig begreifen muss man allerdings den Unwillen der Eltern und der Schulbehörden, wenn der Vorsteher einer Mädchenerziehungsanstalt z. B. die Verse schrieb (In «Mose und Zippora»):

Wirf über Mose nur das Ehejoch,
Dann wandelt seine Glut sich bald in Schnee,
Gewohnheit stumpft die feinsten der
Gefühle,

Kein Müller hört das Klappern seiner Mühle.

Widmann aber freute sich wie ein Kind darüber, dass ihm das Schicksal diesen folgenschweren Wink gegeben hatte. Er schrieb darüber:

«Es war die reine Robinsonade, als ich, auf dem Verdeck des Holzschiffes stehend, anlegen liess (im Stampbach zwischen Gunten und Merligen), bei unserm Hause die Kinder am Strande vor Vergnügen tanzten, die Hunde bellten, die Katzen miauten.» (1. April 1880). Und weiter: «Mir selbst ist mit einemal eigentlich leicht ums Herz. Ich fühle mich wieder in meinem natürlichen Elemente als Bürger der grossen Republik aller jemals wegen politischer oder religiöser Ketzerei Verfolgten.» Und an seine Schwester: «Da lebe ich nun als Fischer, Jäger, Landbauer, aber vergesse auch meine höhere Pflicht nicht. Ich habe hier schon so viel geschrieben, dass ich beinahe den Schreibkrampf bekomme, während ich diese Zeilen an Dich richte. So bin ich also heiteren Mutes und habe vielleicht mehr Schwung der Seele als jemals früher in meinem Leben. Unbeschreiblich erfrischend ist es, die Alpen so dicht vor sich zu haben, da wir aus den Fenstern und von den Terrassen unseres Gärtchens sehen, wie drüben überm See der Schnee auf den höchsten Gipfeln schmilzt, der nun über die schwarzen, schroffen Felsenwände vom Niesen, Morgenberghorn, Abendberg usw. in zahllosen schimmernden Wasserbahnen niederrinnt. Dazu der tieflaue See! Man kann sich kein schöneres Exil denken als meines.»

Er arbeitete in jenem ersten Stampbachsommer an «Rektor Müslins Reise in Italien», worüber er an Gottfried Keller berichtete: «Mir selbst ist es unter meinen Schriften in einem Sinne die liebste: Es werden aus diesem Buche später einmal meine Kinder am besten begreifen, was für eine Art Mensch ihr Vater gewesen.»

Im gleichen Jahre noch wurde Widmann an die Feuilleton-Redaktion des «Bund» berufen, die er bis zu seinem Tode 31 Jahre lang mit solchem Geschick führte, dass sein literarisches Urteil wie ein Ora-

kel gewertet wurde. Während dieser langen Zeit ist er immer wieder an den Thunersee zurückgekehrt und durchstreifte hier, begleitet von seinem treuen Hündchen «Argos», zu Wasser und zu Lande die hinterste Falte dieser ihm ans Herz gewachsenen Landschaft, worüber er in zahlreichen Feuilletons berichtete. Der «Bund»-leser fing an, mit Widmannaugen zu schauen und zu geniessen die unerschöpflichen Schönheiten der Welt, von denen der Dichter die Blaudrossel mit folgenden ergreifenden Versen Abschied nehmen lässt:

O! grosse Welt! ich bin so klein
Und muss nun gehn, mein Herz ist krank,
Nun werd' ich nie und nimmer sein...
Du schöne Welt... hab' Dank... hab' Dank...

(Aus: Der Heilige und die Tiere)

Widmanns Nachfolger am «Bund», der Elsässer Hermann Stegmann (1870–1945), schrieb seine vielbeachteten Berichte «Zur Kriegslage» in Gunten und Merligen. Er verdichtete sie nach dem ersten Weltkriege zu der vierbändigen «Geschichte des Krieges». Daneben erschienen aus seiner Feder zahlreiche Romane, Abhandlungen und Gedichte, aber als seine Hauptaufgabe bezeichnete er selbst die Kriegsberichterstattung.

Der Dritte «am Bunde», der mit dem Thunersee in Freundschaft verbunden war, hiess Hugo Marti (1893–1937). Als er 1922 die Feuilletonredaktion übernahm, lag ein ereignisreiches Leben in Deutschland, Rumänien und Norwegen hinter ihm, und der gesundheitlich gefährdete Dichter musste mit seinen Kräften ökonomisch umgehen. Seiner geistigen Veranlagung nach war er mehr den weiten europäischen Räumen verpflichtet als den engen schweizerischen, mehr der städtischen Kultur als der ländlichen. Um so überraschender wirkte es, zu sehen, wie schnell und gründlich er sich nun in das neue Wirkungsfeld einarbeitete. Bei uns, wo beinahe jedes grössere Dorf einen Kunst- oder Theaterverein besitzt, will man den Rezensenten persönlich kennenlernen. Diesem Wunsche musste sich Marti auch bequemen, und er tat es gerne. So baten wir ihn mehrere Male nach Thun, wo er in der Kunstgesellschaft sprach. 1925, bei Anlass der Einweihung des Kuhn-Denkmals in Sigriswil, kam er erstmals in das Bergdorf, wo er fortan lange Jahre hindurch seine Ferien oder Wochenende zubrachte. Er schrieb dort das «Rumänische Intermezzo» (1926) und das Tavelbuch (1935) nebst zahlreichen Feuilletons und Aufsätzen. Sein Lob über den Thunersee drückte er einmal wie folgt aus:

«Wenn wir uns dem blauen Lichtwunder des Thunersees nähern, klopfen unsere Herzen rascher, im Takt oder Gegenteil zum Räderrollen des Schnellzuges, und eintauchend in den Zauber gegenwärtiger Schönheit, spülen wir ab von unsere Augen den Staub der Stadt und der Vergangenheit — ja auch der Bücher, die das Lob dieses Sees unvergänglich gesungen haben. Denn seine Schönheit überflutet die Schönheit aller Worte, und seine spielenden Wellen singen lieblicher am Strande als der feierliche Rhythmus der begeisterten Ode.» (1928).

Es gehört zu den Seltenheiten, dass ein Dichter mit solcher Feinheit und Prägnanz zugleich sowohl Natur wie Kunst dieser Landschaft mit Herz und Verstand zu erfassen und in Worte zu kleiden vermochte, wie es Hugo Marti getan hat.

(Fortsetzung folgt)